Es gibt noch so viel Gutes zu schreiben

Futter für Herz und Hirn. Andrea Maria Dusl schreibt federleicht gegen das Aussterben der gedruckten Kolumne an.

PETER GNAIGER

Die Kolumne wurde zur Erbauung des Lesers geschaffen. Das verrät schon ihr Name. Er leitet sich vom lateinischen *Columna* ab. Das heißt wörtlich „Stütze" oder „Säule". Andrea Maria Dusl hat auch ein Beispiel ihres verstorbenen Kollegen Hermes Phettberg parat, was das Ziel einer Kolumne sein solle, nämlich „aus einer Krücke ein Zepter zu machen".

Dusl hat ein Buch über diese königliche Kunst der schreibenden Zunft geschrieben. Titel: „Die Kolumne – in 33 Versuchen" (Picus-Verlag). Warum gerade 33? „Weil 32 zu wenig waren und 34 zu viel", antwortet sie. Die Wienerin hätte auch sagen können, dass die Soutane eines katholischen Priesters 33 Knöpfe hat, eine Schallplatte bei 33⅓ Umdrehungen ihren besten Klang entfaltet oder der Stephansdom eine Länge von 333 Fuß hat. Aber das wäre zu weit gegangen.

Kolumnisten waren schon immer Schreiber, die über alles Mögliche und vor allem über alles Unmögliche nachdenken. Unterfüttert mit politischer Analyse, tiefgehender Kulturkritik und gewürzt mit persönlichen Beobachtungen. Diese Arbeit ist in einer Zeit, in der das Lesen zunehmend zur „Clicksache" wird, unter Druck geraten. Oder anders gesagt: Die schöngeistigen Säulen des Schreiberischen geraten schön langsam ins Wanken. Der Hinweis auf die gedruckte Zeitung ist ihr da wichtig. Denn hier müsse man noch ein Handwerk befolgen, für dessen Ausübung es Erfahrung brauche. Wo sonst gebe es noch diese unumstößliche Grundbedingung, dass man Gedanken während des Schreibvorgangs „auf Zeile genau" sortieren muss?

„In der gedruckten Zeitung sind Form und Inhalt Geschwister", sagt sie. „Ich muss genau wissen, wann und wie ich mit meinen Überlegungen auf den Punkt komme, also zum Schluss im wahrsten Sinn des Wortes." Im Internet dagegen sei ein Schluss völlig fremd.

Dusl kann für ihre Arbeit auf ein fundiertes Wissen zurückgreifen. Die 64-Jährige ist Autorin, Kolumnistin, Regisseurin, Kulturwissenschafterin, Bühnenbildnerin und Zeichnerin sowieso. Ihre Arbeit ist geprägt von einer – sagen wir – liebevollen Hintergründigkeit, bei der trotz aller Kritik der Respekt vor den von ihr dargestellten Personen stets gewahrt wird. Der Betrachter denkt beim Anblick ihrer Bilder an eine gesunde Mischung der Karikaturisten Thomas Wizany und Manfred Deix. Sie selbst meint, sie sei „halb Kolibri und halb Leguan", ein Wesen, das schon Millionen Jahre in Österreichs Medienlandschaft herumliege. Als schreiberisches Vorbild nennt sie Günther Nenning. Von ihm habe sie viel lernen dürfen, als sie seine Kolumnen für das „Profil" illustriert habe.

Seit 2008 schreibt sie Kolumnen für die „Salzburger Nachrichten". Später kam ihre „illustrierte Kolumne" dazu, das ist eine Art Hybrid aus Karikatur und Kolumne. Es gibt gleichermaßen Edelfedern beim Zeichnen wie beim Schreiben. Dusl zählt österreichweit in beiden Disziplinen zu den besten. Sie hat schon einen Kosmos an österreichischen Archetypen geschaffen, an dem selbst Helmut Qualtinger seine Freude gehabt hätte: Vom Wiener Strizzi, dem Pseudo-Intellektuellen über die Yoga-Tante und den Partei-Apparatschik bis zum sogenannten „Hubertusmantler" (Copyright: Lukas Resetarits) ist so ziemlich jeder Charakter dabei, der einem beim Durchforsten der Wiener und Salzburger Gesellschaftsschichten unterkommt.

Die Kunst ist, die Botschaft auf die Zeile genau auf den Punkt zu bringen.

Andrea Maria Dusl,
Autorin und Zeichnerin

Wir blättern im SN-Archiv und fischen nach dem Zufallsprinzip eine ihrer Kolumnen heraus. Die Wahl fällt auf den 12. September 2009. Da kommt sie zu diesem Schluss:

Von der Krise haben alle profitiert. Diejenigen, die verloren haben, haben gelernt. Diejenigen, die schon was wussten, dazugelernt, und die mit den Jachten und Bugattis haben ein bisserl gesunden Thrill erlebt. Solange nicht Schlimmeres passiert, sagen sie.

Sie sind gut gereift, diese Zeilen. Der ewige Kreislauf unserer Welt, zusammengefasst in ein paar nonchalant dahingepinselten Zeilen. Die Weltwirtschaft begann damals gerade wieder ihre Wunden zu lecken. Wirtschaftsjournalisten bezifferten den Rückgang der weltweiten Wirtschaftsleistung nach dem Geldrausch ernüchtert um zwei bis drei Billionen Dollar (im Vergleich zum erwarteten Wachstum), da hatte Dusl schon gesellschaftspolitisch abgerechnet.

Die Luft für Satiriker wird hierzulande aber schön langsam immer dünner. Das zeigte zuletzt der Fall ihres Kollegen Florian Scheuba, der für eine Formulierung im „Standard" in seiner Kolumne vom OLG Wien in zweiter Instanz wegen „übler Nachrede" schuldig gesprochen wurde (nicht rechtskräftig). Er hatte einem hohen Staatsbediensteten unter anderem ein entspanntes Verhältnis zu Fragen der Arbeitsmoral unterstellt, wogegen dieser vor Gericht zog. Zu diesem Fall zitiert Dusl nur achselzuckend Karl Kraus: „Satiren, die der Zensor versteht, werden mit Recht verboten." Aber auch sie müsse gestehen: „Die Schere im Kopf wird nach solchen Urteilen immer größer."

Auch das sei früher freilich noch viel schlimmer als heute gewesen. Da müsse man nur an die Urväter der politischen Kolumne wie Voltaire und Heinrich Heine denken. Die hatten mit ihren frechen Texten ständig ihre Wickel mit der Obrigkeit. Heine machte seiner Einstellung gegenüber dem Mief seiner Zeit einmal Luft, indem er ein Gedicht verfasste, bei dem im Titel nur noch die Jahrgangsbezeichnung übrig blieb. In „Anno 1829" heißt es: *Dass ich bequem verbluten kann, gebt mir ein edles, weites Feld! Oh, lasst mich nicht ersticken hier – in dieser engen Krämerwelt!* Das ging gerade noch durch. 1832 ging er ins Exil nach Paris.

Wie sich Widerstand ganz still und heimlich in den Köpfen der Österreicher festsetzen kann, dafür hat Dusl ein interessantes Beispiel parat, das sie auch schon einmal in einer Kolumne verarbeitet hat. So hätten etwa in Wien die Unterdrücker während der NS-Zeit nicht bemerkt, dass viele Sozialdemokraten den Hitlergruß umgingen, indem sie vormittags bis nachmittags stattdessen auch wildfremde Personen mit „Mahlzeit" grüßten. Das geschah vor allem in Ämtern und großen Büros, wo das noch heute so praktiziert wird.

Dass man in Wien viel lernen kann, das erfährt der Gast auch noch heute zuallererst in Wiener Cafés. Zu Beginn der Ära von Jörg Haider etwa, so erinnert sich Dusl, habe sie im Café Salzgries auf der Toilette den Spruch „Wien darf nicht Österreich werden" gelesen. Das würde sie noch heute sofort unterschreiben.

Auch Dusl betrachtet sich selbst als Wienerin, vielleicht noch als Europäerin, aber nur ungern als Österreicherin. Sie klingt dann ein bisschen, als ob ihr jemand die Fackel von einem ihrer journalistischen Vorgänger unter den Feuilletonisten und Kolumnisten in die Hand gedrückt hätte. Also jemand aus einer Reihe von Schöngeistern wie Karl Kraus, Egon Friedell, Alfred Polgar, Anton Kuh, Peter Altenberg, Fritz Molden oder Hilde Spiel. Die Wiener, so bringt es Dusl auf den Punkt, hätten eben diese besondere Art von Grant, dem noch ein Zauber innewohne: „Also eine Fröhlichkeit, die sich darin erschöpft, nicht fröhlich sein zu müssen. Eine Form von wahrhaftiger Ehrlichkeit: nicht zu lächeln, wenn es nichts zu lächeln gibt." Für gelernte Österreicher, so Dusl, sei das eine harte Übung.